

HEYNE ◀

MANEL LOUREIRO

APOKALYPSE Z

DER ZORN DER GERECHTEN

Deutsche Erstausgabe

Aus dem Spanischen übersetzt
von Sybille Martin

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der spanischen Originalausgabe
APOCALIPSIS Z: LA IRA DE LOS JUSTOS



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Super Snowbright* liefert
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 05/2015
Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer
Copyright © 2011 by Manel Loureiro Doval
Copyright © 2015 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2015
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
unter Verwendung von Shutterstock/isoga
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31664-5

www.diezukunft.de

www.heyne-fantastisch.de
 [www.twitter.com/HeyneFantasySF](https://twitter.com/HeyneFantasySF)

*Für Rita und meine Eltern,
für ihre Geduld und grenzenlose Liebe.
Danke, dass ihr immer für mich da seid*

1

*Brichst du auf gen Ithaka,
wünsch dir eine lange Fahrt
voller Abenteuer und Erkenntnisse.*
K. Kavafis, Ithaka

Wie fast alles war es reiner Zufall.

Auf diesem Teil des Ozeans geschah monatelang nichts Außergewöhnliches. In den vergangenen zwei Jahren hatten nur ein paar Wale und schwimmender Unrat das Meer zwischen Amerika und Europa überquert. Auch wenn dieser Abschnitt nie zu den wichtigen Seetransportwegen gezählt hatte, war das völlige Fehlen von Menschen eindeutig sehr verdächtig. Kein einziges Schiff, weder ein Segel noch eine Rauchsäule zeichnete sich am Horizont ab. Nichts.

Es wirkte, als wäre der Mensch von der Erdoberfläche verschwunden. Und richtig bedacht, war genau das geschehen. Oder fast. Aber an diesem verlassenem Ort mitten im Ozean gab es nichts und niemanden, den das interessiert hätte oder der zumindest darüber hätte nachdenken können. Und dennoch geschah dort immer noch etwas.

Den Anfang machte ein geringfügiger Temperaturanstieg von kaum vier oder fünf Grad. Die Augustsonne hatte die Wasseroberfläche tagelang aufgeheizt und dabei eine unsichtbare, aber kontinuierliche Verdunstung

bewirkt. Die vielen Tonnen Wasserdunst waren in die Atmosphäre aufgestiegen, und zwar so rasch, dass sie sich beim Aufsteigen blitzschnell abkühlten und in eine dichte Wolkendecke verwandelten. Zugleich befand sich der Luftdruck im freien Fall, weshalb der Wind in den umliegenden Gebieten durch den Druckunterschied und die Erdumdrehung in riesigen schwerfälligen Kreisen zirkulierte, die sich immer schneller drehten.

Hätte sich dort ein Meteorologe aufgehalten (kaum vorstellbar, denn zu dem Zeitpunkt existierten auf der ganzen Welt gerade mal noch vierzig Klimaspezialisten, die eher damit beschäftigt waren zu überleben, statt Isobare zu zählen), hätte er erklären können, dass es sich hierbei um eine Gewitterkonvektionszelle handelte. Oder besser gesagt, eine Superkonvektionszelle. Und dass diese Superzellen so hoch im Norden höchst selten auftreten.

Doch in diesem Teil des Ozeans gab es nichts und niemanden. Die Wettersatelliten zur Überwachung des Ozeans waren abgeschaltet oder mangels Wartung in den letzten Monaten in der Atmosphäre explodiert, und die Kontrollstationen auf der Erde standen leer. Andererseits gab es auch niemanden mehr, der Meldung hätte machen können. Als sich diese Superkonvektionszelle dreißig Stunden später in einen Orkan der Stärke drei verwandelte und auf die afrikanische Küste zustürmte, gab es keinen einzigen Zeugen für das Entstehen dieses atmosphärischen Monstrums.

Und deshalb konnte auch niemand die Besatzung des kleinen Segelschiffes warnen, das vierhundert Meilen östlich von diesem Inferno, das sich schon bald über ihren Köpfen entfesseln sollte, auf dem Meer schaukelte.

2

»Was gibt's heute zu essen?« Die Frage kam wie aus der Pistole geschossen, als Prit den Kopf durch die Einstiegs-luke der *Corinto II* steckte.

»Rate mal.« Ich drehte mich grinsend zu meinem Freund um. Klein, drahtig und in verblüffend guter körperlicher Verfassung für seine fast vierzig Jahre sah mich Viktor Pritschenko mit seinen strahlend blauen Augen an, wobei der Wind sein langes blondes Haar durcheinanderwirbelte. Die Sonne hatte der Haut des früheren Hubschrauberpiloten aus der Ukraine einen bemerkenswerten kupferfarbenen Ton verliehen, der in starkem Kontrast zu dem dichten blonden Schnurrbart stand.

»Sag bloß nicht schon wieder Fisch«, jaulte Viktor. »Mir hängt die Sardinendiät wirklich zum Hals raus!«

»Mir auch«, erwiderte ich, »aber wir müssen es ausnutzen, dass die Fischgründe hier so gut sind. Wir wissen nicht, wann wir das nächste Mal an Land können, und auch nicht, wann wieder etwas Essbares hier vorbeischwimmt. Du weißt doch, dass die Reserven an Bord nur für den Notfall gedacht sind.«

Ich sah, wie dem Ukrainer beim Gedanken an die Konservendosen, die in einem kleinen Schrank in der Kajüte standen, regelrecht das Wasser im Mund zusammenlief, aber schließlich siegte die Vernunft. Stöhnend drehte er sich um und ging wieder an Deck, wobei er eine Reihe

ukrainischer Flüche von sich gab. Als er die oberste Stufe erreichte, sprang ihn eine rotbraune Kugel an, die ihn erst taumeln und schließlich stürzen ließ. Das Fluchen wurde lauter, als er vergeblich versuchte, den zappeligen Perserkater zu schnappen, der ihn frech und verspielt vom oberen Stockbett anstarrte, schlug aber nicht in echten Ärger um. Es musste schon mehr passieren, damit der Slawe die Nerven verlor.

»Binde endlich deinen verdammten Kater fest, oder ich schwöre dir bei Gott, dass ich ihn eines Tages über Bord werfe!«

»Glaube ich nicht«, erwiderte ich, ohne den Blick von den Makrelen abzuwenden, die ich gerade ausnahm. »Ich weiß, dass du ihn im Grunde magst. Außerdem ist er nicht mein Kater. Ich glaube eher, dass Lúculo denkt, wir alle gehören ihm.«

Wie zur Bestätigung gab Lúculo ein lautes Miauen von sich, sprang vom Stockbett herunter und trottete näher, in der sehr wahrscheinlichen Hoffnung, die Makreleninnereien würden in seinem Fressnapf landen. Pritschenko verließ endgültig die Kajüte und ließ mich mit meinen Gedanken allein.

Beim Anblick meiner Hände voller Blasen und Fischschuppen musste ich bitter auflachen. Ich konnte es immer noch nicht fassen. Vor knapp zwei Jahren war mein Leben vollkommen anders gewesen. Ich lebte und arbeitete als respektierter Anwalt in Pontevedra, einer Kleinstadt im Nordwesten Spaniens. Dort hatte ich meine Familie, meine Freunde, meine ganze verfluchte und reizende kleine Welt. Ein Kleinbürger um die dreißig, groß, schlank und attraktiv – wie es hieß –, der die Zukunft

noch vor sich hatte. Strahlende Frucht vom Baum des Babybooms. Geboren mit einer Blume im Arsch, wie man in meiner Familie zu sagen pflegte.

Aber meine kleine Welt hatte auch ihre Schattenseiten. Meine Frau war anderthalb Jahre vor der Pandemie bei einem dämlichen Autounfall (*gibt es welche, die nicht dämlich sind?*) ums Leben gekommen, und ich hatte lange gebraucht, um aus dem tiefen schwarzen Loch herauszufinden, in das ich nach ihrem Verlust gestürzt war.

Als die Apokalypse ausbrach, begann ich mich gerade von einem entsetzlichen Jahr zu erholen, in dem Verzweiflung, Schuldgefühle und eine unüberwindliche Trauer dazu geführt hatten, dass ich meine Arbeit, meine Freunde und meine Familie vernachlässigte. *Warum zum Teufel habe ich sie in dieser grässlichen Nacht fahren lassen?* In jenen vom Alkohol vernebelten Monaten hatte ich so oft auf den Grund der Flasche geschaut, dass ich mir bald wünschte, sie möge ein Gewehrlauf sein. Es wäre einfach, schnell und – wenn man es gut machte – schmerzfrei ... Dann kam Lúculo.

Der kleine rotbraune Perserkater war ein Geschenk meiner Schwester, die sich große Sorgen über mein Abrutschen in die Hölle machte. *Was zum Teufel ist wohl aus ihr geworden? Wo war sie jetzt, verflucht noch mal?* Und mit diesem Geschenk hatte sie wahrlich einen Volltreffer gelandet, denn ich musste Verantwortung für das kleine Tierchen übernehmen, was mir half, mein Selbstmitleid zu überwinden und weiterzumachen. Aber das ist bereits Schnee von gestern.

Denn als kurz vor Weihnachten vor zwei Jahren in Dagestan die Pforten zur Hölle geöffnet wurden, muteten

alle Probleme dieser Welt geradezu lächerlich an. Ich hatte, ebenso wie die meisten Bewohner der westlichen Hemisphäre, nie zuvor von dieser kleinen Exsowjetrepublik in Zentralasien gehört. Auch weiß ich nicht, ob es in diesem Zwergenland jemals ein verdammtes Ministerium für Tourismus gab, doch sollte es existiert haben, müsste man ihm (posthum) einen Preis verleihen, weil der Name dieses Zipfelchens Erde im tiefsten Kaukasus in den letzten Wochen, in denen auf unserem Planeten die Kommunikationsmedien noch funktionierten, in allen Ländern der Welt am häufigsten genannt wurde.

Die Geschichte ist sattsam bekannt; tatsächlich kennt sie jeder in- und auswendig, der auf diesem Planeten noch am Leben ist. Ein Grüppchen ausgeflippter Extremisten (*Allahu akbar!*) aus Tschetschenien überfällt ein Waffenlager aus der Ära der Sowjetunion in der Absicht, für seinen Dschihad Waffen zu organisieren. Der Überfall ist erfolgreich, aber die Beute ist Müll. Anstelle von AK-47-Sturmgewehren, Granaten, RPGs und Munitionsgürteln finden die Mudschaheddin ein halbverfallenes Laboratorium aus der Sowjetzeit mit Reagenzgläsern, Kolben und mehreren hochgesicherten Kühlgeräten, das von einem Dutzend vergessener Soldaten bewacht wird. In seiner Frustration befiehlt der wütende tschetschenische Anführer seinen Männern, das Lager einschließlich dieser riesigen Kühlgeräte mit den Warnaufklebern und Schildern in kyrillischer Schrift an den Türen vor dem Abzug zu vernichten.

Das ist sein letzter Befehl und ohne jeden Zweifel der dümmste von allen. Kaum eine Viertelstunde später ist er samt seinen Männern mit dem TSJ-Virus infiziert, das

vierundzwanzig Jahre lang auf dem Grund eines Kolbens in einem Kühlgerät geduldig vor sich hindämmerte. Nur achtundvierzig Stunden später hat sich das Virus in ganz Dagestan ausgebreitet und ist knapp zwei Wochen später auf der ganzen Welt außer Kontrolle. In dem Moment ist der Anführer des Überfalls bereits tot (oder besser gesagt ein Untoter), weshalb ihm nicht bewusst ist, dass er mit seinem lächerlichen Überfall die Apokalypse über die Welt gebracht hat. Wegen einer Bande von analphabetischen Schäfern, die die Warnschilder an den Kühlgeräten nicht lesen konnten, wurde die Menschheit schlicht und einfach ausradiert. Ironie des Schicksals. Verfluchte Ironie des Schicksals.

Als sich das TSJ-Virus auf dem ganzen Planeten ausbreitete, zog das eine Kette von Ereignissen nach sich. Dieses kleine, versehentlich von einem namenlosen Guerillero freigesetzte Virus entpuppte sich als der schlimmstmögliche Schweinehund. Es war nicht nur extrem ansteckend und tödlich; sein genetischer Code war darüber hinaus darauf angelegt, sich weiter auszubreiten, nachdem es seinen Überträger längst getötet hatte.

Sein Erfinder (denn das TSJ war ein Produkt des menschlichen Gehirns) war einer der besten Virologen der Sowjetunion gewesen. Obwohl er bereits seit zwanzig Jahren tot und vergessen war, hatte er ein brillantes Werk der Bioingenieurwissenschaft vorgelegt, bevor er über Ostberlin die Flucht in den Westen wagte und dabei zu Tode kam. Das TSJ-Virus war sein großes wissenschaftliches Erbe, das bedauerlicherweise in Vergessenheit geriet, nachdem das von ihm geleitete Projekt nach seinem Tod der unvermeidlichen Säuberung zum Opfer fiel.

All seine Experimente wurden in besagte Sicherheitskühlgeräte verbannt und warteten auf eine spätere Neubewertung, aber die schwerfällige sowjetische Bürokratie und dann der Zusammenbruch der UdSSR führten dazu, dass sich keiner dafür zuständig fühlte und sie schließlich in Vergessenheit gerieten. Bis zu jenem Tag.

Die TSJ-Infizierten hatten es wahrlich nicht leicht. Zuerst starben sie unter heftigen Krämpfen und grässlichen Schmerzen, ähnlich virulent wie beim Ebolavirus, um Stunden später, *als sie bereits klinisch tot waren*, wieder aufzustehen, als eine Art aggressiver Schlafwandler, die über alles Lebendige herfielen, das ihnen über den Weg lief. Die Medien nannten sie Untote. Bis auch die Medien nicht mehr existierten, weil die meisten Reporter die Legionen der Infizierten vergrößerten, die schon bald die ganze Welt bevölkerten.

Mich traf dies alles wie ein Albtraum. Bevor ich es richtig begriffen hatte, sollte ich mich einer der zahllosen Evakuierungen anschließen, die überall organisiert wurden, als die öffentliche Ordnung zusammenbrach und sich das Chaos auf der ganzen Welt wie ein Lauffeuer ausbreitete. Den Medien folgte die Telekommunikation, und schließlich kollabierten auch die Regierungen. Drei Wochen nach Ausbruch der Infektion in Spanien war alles vorbei. Es gab keinerlei gesellschaftliche Ordnung mehr. Es gab keine Bevölkerung mehr. Von den Milliarden Menschen, die einen Monat zuvor die Welt bevölkerten, versuchten ein paar Tausende, inmitten einer überwältigenden Zahl von teilnahmslosen und wenig intelligenten Untoten zu überleben. Sie waren überall, brauchten

weder Nahrung noch Schlaf, und den Überlebenden blieb nur ein einziger Ausweg.

Die Flucht.

Ich ließ die ausgenommenen Makrelen in den Eimer mit Meerwasser gleiten und legte die Eingeweide in den Napf des Katers. Lúculo beobachtete mich höchst aufmerksam, als würde er sich fragen, warum zum Teufel ich so lange brauchte, um sie ihm zu servieren.

»Bitteschön der Herr, für dich.« Als er sich über die Fischreste hermachte, streichelte ich ihm über den Rücken. »Ich weiß schon, Whiskas ist es nicht gerade, aber immerhin was zu fressen.«

Lúculo kaute lautstark und schmatzte zufrieden. Als ich ihm beim Fressen zusah, stieg mir bittere Magensäure auf. Ich lehnte mich an die Wand, bis der Anflug von Übelkeit vorüberging. Ich hatte in den letzten Monaten den schrecklichen Tod von zu vielen Menschen gesehen, und gelegentlich verursachten mir solche kleinen Alltags-szenen größte Übelkeit. Ganz natürlich, wenn man bedenkt, dass ich vor der Apokalypse nur mit toten Wesen in Berührung gekommen war, wenn ich im Supermarkt Fleisch kaufte. Lúculo hob den Kopf und starrte mich an, etwas überrascht von meinem bleichen Gesicht. Klugerweise verzichtete er auf jeglichen katzentypischen Kommentar und konzentrierte sich wieder auf seinen Fressnapf.

Taumelnd wankte ich durch die enge Kajüte zum Bad der *Corinto II*. Wir hatten vor dem Ablegen keine Zeit zum Wasserholen gehabt, weshalb das Süßwasser an Bord streng rationiert war. Den Spülkasten, dessen Wasser wir

auch zum Waschen benutzten, hatten wir mit Salzwasser aus dem Ozean befüllt. Das Salz würde in wenigen Monaten sämtliche Leitungen korrodieren lassen, aber ich vertraute darauf, dass wir nicht so lange auf dem Segelboot bleiben müssten. Das Ergebnis nach zwei Wochen des Waschens mit Salzwasser sah man an unserem verkrusteten Haar und den Ablagerungen auf unserer Kleidung.

Ich erfrischte mir das Gesicht und betrachtete mich in dem gesprungenen Spiegel. Der zeigte mir einen dunkelhaarigen Mann mit kantigem Gesicht und langem Haar. Die tiefliegenden braunen Augen waren leicht blutunterlaufen, eine Folge des Schlafmangels und der langen stressigen Wochen. Oder vielleicht sollte ich besser Monate sagen.

Mein Leben war seit dem Augenblick, als ich mich von der Pandemie gezwungen sah, die Stadt zu verlassen, eine einzige Odyssee. Zuerst war ich in einem Boot in die naheliegende Stadt Vigo geflohen, wo es die größte Sicherheitszone Galiciens gab, nur um festzustellen, dass die Stadt komplett zerstört war. Nach einer ganzen Reihe von Zwischenfällen hatte ich mich in den Ruinen der Stadt mit Viktor Pritschenko angefreundet, einem ukrainischen Hubschrauberpiloten, der zum Löschen der Waldbrände in Galicien angeheuert worden war und Tausende Kilometer von Familie und Heimat entfernt von der Katastrophe heimgesucht wurde.

Seither waren Viktor und ich unzertrennlich. Zweifels- ohne hatte uns die Entscheidung zusammenzubleiben mehr als einmal das Leben gerettet. Seit wir uns durch Vigos verkohlte Trümmer voller Untoter einen Weg gebahnt hatten und schließlich vom Festland auf die Kana-

rischen Inseln geflohen waren, agierten wir wie ein eingespieltes Team. Zu entdecken, dass die *Glücksinseln* in ein gigantisches Flüchtlingslager voller Überlebender aus aller Welt unter freiem Himmel umfunktioniert worden waren, wo strenge Rationierungen und brutale militärische Unterdrückung herrschten, und sie sich darüber hinaus am Rande eines Bürgerkrieges befanden, war ein schwerer Schlag für uns gewesen.

Als die Situation untragbar wurde und unser Leben in Gefahr geriet, begriffen wir, dass unsere einzige Alternative darin bestand, zu neuen Ufern aufzubrechen. Die Kapverdischen Inseln waren nicht weit entfernt und schon vor der Apokalypse ein abgeschiedener, dünn besiedelter Ort. Wir vertrauten darauf, dass auch sie von der Infektion verschont geblieben waren. Sie wären ein wunderbarer Ort, um ein neues Leben zu beginnen.

Und dann war da natürlich noch Lucía.

Ich verließ das Bad und zwängte mich zwischen Tisch und Mast hindurch, der vom Deck bis tief in den Bootskiel reichte. Die Tür zur Bugkajüte stand halboffen. So geräuschlos wie möglich steckte ich den Kopf hinein. Lucía lag auf der Koje und schlief fest. Sie trug nur einen geblümten Bikini, und ein Arm hing entspannt über die Bettkante hinaus. In der Hand hielt sie noch eine alte Modezeitschrift, die vor langer, sehr langer Zeit aus der Druckerei gekommen war, die aber zusammen mit einem Navigationshandbuch und einer halben Sportzeitung die ganze Bibliothek ausmachte, die der frühere Bootsbesitzer vor fast einer Million Jahren unter ein paar Kanister im Kielraum gelegt hatte.

Lucía hatte sich unserem Grüppchen, nur wenige Tage

nachdem Prit und ich uns kennenlernten, angeschlossen. Im Chaos bei der Evakuierung der Stadtbevölkerung war die junge Frau von ihrer Familie getrennt worden.

Verloren und ängstlich hatte sie sich in den Keller eines Krankenhauses geflüchtet und dort verschanzt, bis Prit und ich ebenfalls dort strandeten. Trotz des Altersunterschieds von fünfzehn Jahren und ohne es richtig gewahr zu werden, verliebten wir uns schon bald ineinander.

Die Welt hatte sich eindeutig sehr verändert, dachte ich lächelnd. Die meisten dieser Veränderungen waren ein Haufen Scheiße von der Größe eines Flugzeugträgers, aber das Kennenlernen dieses Mädchens bewirkte, dass ich manches Mal regelrecht dankbar war für diesen dämlichen Überfall in Dagestan.

Doch trotz der ganzen Konfusion, trotz Chaos, Tod und Zerstörung, die aufgrund dieses verfluchten Unfalls über die Welt kamen, hatten sich gewisse Dinge keinen Deut verändert. Die Männer waren immer noch gewalttätig, egoistisch und gefährlich, und wenn es die Situation erforderte, gingen sie auch über Leichen, aber sie lachten, sangen, träumten und weinten auch noch, und wenn sich die Gelegenheit bot, verliebten sie sich.

Vor allem, wenn sie eine Frau wie diese trafen.

Sie war der Typ Frau, die vor der Apokalypse allein durch ihr Auftauchen einen Stau verursacht hätte und nach der sich die Männer auf der Straße den Hals verrenkt hätten. *Jetzt auch noch*, korrigierte ich mich im Geiste, nur dass es auf der Welt nicht mehr so viele Männer gab, die man beeindrucken konnte.

Groß, schlank, mit endlos langen Beinen, langer schwarzer Mähne um ein harmonisches Gesicht mit hohen Wan-

genknochen und leuchtend grünen Augen besaß sie diese provokante und sinnliche Schönheit von jungen Frauen, wenn sie der Pubertät entwachsen. Mit ihren gerade mal achtzehn Jahren erinnerte sie mich oft an eine Pantherdame, vor allem, wenn sie sich träge räkelte wie in diesem Augenblick.

Vorsichtig, um sie nicht aufzuwecken, schlich ich zu ihr und küsste sie sanft aufs Haar. Lucía stöhnte leise und drehte sich mit halb geschlossenen Augen um.

»Ist was passiert?«, murmelte sie verschlafen. »Bin ich schon dran mit der Wache?«

»Nein, mein Schatz«, flüsterte ich und strich ihr über die langen Beine.

Lucía hatte das letzte Viertel der Nachtwache übernommen und schlief erst seit vier Stunden. Eigentlich wollten wir drei die gleiche Stundenzahl an Wache schieben, aber Prit und ich wussten, dass Lucía am Rande ihrer Belastbarkeit war, und deshalb ersparten wir ihr ein paar Stunden. Sie war nicht dumm und merkte es, doch insgeheim war sie uns dankbar dafür. Die Erschöpfung präsentierte uns allen die Rechnung, auch wenn Prit und ich mehr Durchhaltevermögen aufbrachten, zumindest noch zu dem Zeitpunkt.

»Schlaf weiter. Du hast noch ein paar Stunden, bis du wieder an Deck musst.«

»Warum riecht es so nach Fisch?«, fragte sie plötzlich und rümpfte die Nase.

»Rate mal, was es heute zu essen gibt«, antwortete ich etwas beschämt, wobei ich mich bemühte, meine Hände voller Fischschuppen zu verbergen.

»Ihhgitt.« Lucía drehte sich um und zog das Kissen über

den Kopf. In dem Moment neigte sich das Boot, weil eine größere Welle an die Seite schlug. Wenn wir am Abend mit stürmischer See rechnen müssten, sollte ich das Essen schnell fertig machen, um Prit später helfen zu können, die Leinen festzuzurren.

»Nun, wenn du mich schon fragst«, fuhr ich mitleidlos fort, »ich schwanke noch zwischen Filet Wellington abgelöscht mit Portwein und Bratkartoffeln oder gekochter Makrele ohne Beilagen. Ich weiß, dass Viktor und du im Grunde einen schlichten Geschmack haben, also neige ich eher zu Letzterem und ...«

»Sei endlich still, oder ich bringe dich anderweitig zum Schweigen!« Sie schlang ihre Arme um meinen Hals und starrte mich mit ihren großen grünen Augen an.

Ein weiterer Ruck brachte mich aus dem Gleichgewicht und ließ mich auf sie fallen. Ich spürte den Druck ihrer Brüste an meinem nackten Oberkörper und den warmen Geschmack ihres Speichels, als sie mich sekundenlang küsste, was mir wie eine Ewigkeit vorkam. In meiner Hose begann sich etwas zu regen, und ich hatte das Gefühl, dass die Temperatur in der Kajüte um einige Grade angestiegen war.

»Vielleicht könnten wir uns den Nachttisch vor dem Essen gönnen«, flüsterte ich ihr ins Ohr und tastete nach dem Häkchen ihres Bikinioberteils.

Statt einer Antwort krümmte sie den Rücken, um es mir leichter zu machen, und biss mir dabei sanft in den Hals. Plötzlich warf eine weitere Welle die *Corinto II* heftig hin und her, so heftig, dass wir beide an die Wand zum Steuerbord geworfen wurden. Ich stieß mit dem Rücken gegen eine scharfe Kante – ganz nach der alten Seemanns-

regel: Immer wenn du mit dem Rücken gegen etwas stößt, triffst du auf das einzige Ding, das dich verletzen kann –, und für einen Moment verschlug es mir den Atem vor Schmerz.

»Bist du okay?«, fragte Lucía, die versuchte, einen aufsteigenden Lachkrampf zu unterdrücken. »Ich wusste nicht, dass du das meinst, als du gesagt hast ...«

»Ich auch nicht, glaub mir«, stöhnte ich und fasste mir an den Rücken. Es schmerzte, als hätte man mir einen Eispickel in die Wirbelsäule gerammt. »Was zum Teufel macht Viktor eigentlich da oben?«

Bevor ich noch etwas hinzufügen konnte, war Prits alarmierte Stimme zu vernehmen.

»Kommt sofort an Deck! Das müsst ihr sehen!«

Mit einem Satz war ich aus der Koje und mit einem weiteren aus der Kajüte. Als ich die vordere Kajüte durchquerte, sah ich aus dem Augenwinkel, dass der Eimer zu Boden gefallen war und Lúculo mit gierigem Blick die ausgenommenen Makrelen belauerte, die im starken Wellengang von einer Seite zur anderen glitschten. Ich fand, das konnte warten, und erklomm die Leiter, die an Deck führte.

Das Schauspiel machte mich sprachlos. Ich hatte vor zwei Stunden Makrelen geangelt und war seither nicht mehr an Deck gewesen. Der Himmel hatte sich jeden Tag, seit wir Teneriffa verlassen hatten, absolut wolkenlos gezeigt, doch jetzt wirkte er wie ein beunruhigendes weißliches Mosaik. Über uns zogen in rascher Folge dicke Wolken hinweg, die sich wirr ineinanderschoben und wieder trennten. Auf der bis vor Kurzem ziemlich ruhigen See tummelten sich Schaumkronen, die seitlich ans Boot

schlugen. Doch als ich mich zum Luv umdrehte, wich mir das Blut aus dem Gesicht. Am Horizont stand eine riesige schwarze Wand; durch sie zuckte flackerndes Licht von Blitzen, die wir noch nicht sehen konnten. Dieses Monstrum war viel gewaltiger als jegliches Unwetter, das ich je auf hoher See erlebt hatte.

Ich glitt zum Vorpiek und warf einen Blick auf das Barometer. Wie ich befürchtet hatte, stand das Quecksilber unglaublich tief und sank vor meinen Augen weiter.

Ich musste schlucken und wünschte einen Moment, das alles möge nur ein Albtraum sein. Ich hatte schon von solchen Stürzen des Barometers gehört, hätte aber nie gedacht, es einmal am eigenen Leib zu erleben. Und schon gar nicht unter diesen Umständen, Hunderte von Seemeilen vom nächsten Hafen entfernt, in einem alten Segelboot mit einer Takelage in ziemlich schlechtem Zustand.

»Was zum Teufel ist das, Kapitän?« In Viktors Augen machte mich die Tatsache, einen Segelschein zu besitzen, automatisch zum erfahrenen Seemann. Dass ich mit diesem Schein nur kleine Boote fahren durfte und ich mich bisher höchstens drei Meilen von der Küste entfernt hatte, schien ihm gleichgültig zu sein, aber ich war starr vor Schreck.

»Ich bin mir nicht ganz sicher, Viktor«, antwortete ich, wobei ich bereits den Spinnaker einholte. »Aber wenn es das ist, was ich befürchte, haben wir schon bald ein ganz dickes Problem.«

»Wie dick?«, fragte er und half mir beim Einholen des Segels.

»Viktor, das ist sehr ernst«, erwiderte ich leise und sah

ihm dabei in die Augen. Lucía stand in der Luke. Sie hatte alles gehört und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die Wolkenwand, die sich mit großer Geschwindigkeit auf uns zubewegte. »Ich hoffe, mich zu irren, aber wenn nicht ... könnten wir spätestens in zwei Stunden tot sein.«

3

Wäre das passiert, als die Welt noch ein von Menschen bevölkerter Ort war, hätte man diese Superzelle, die sich auf die afrikanische Küste zubewegte, im *National Hurricane Center* gründlich untersucht. Jemand hätte zu der alphabetischen Namensliste gegriffen, die zu Beginn eines jeden Jahres erstellt wurde, und einen Namen für den aktuellen Orkan ausgesucht. Er hätte *Edna* gewählt. Kein schlechter Name. Er hätte zum leichteren Überwachen seines Verlaufs geführt und den Fernsehanstalten die Möglichkeit gegeben, den Orkan ein wenig zu dramatisieren, bevor er die Erde heimsuchte, als wäre es ein verirrtes, zerstörerisches und böses Wesen mit eigenem Willen statt einer Ansammlung von Tiefdruckgebieten. Aber es gab niemanden mehr, der das tun konnte.

Als *Edna* schließlich in der Nähe von Casablanca das Festland erreichte, wurde niemand Zeuge seiner Zerstörungswut über der Stadt, wo er die letzten Häuser zum Einsturz brachte und Tausende von Untoten unter ihren Trümmern begrub.

Und es wurde auch niemand Zeuge der zehnfach höheren Kraft, die der *Edna* zweihundert Seemeilen auf hoher See entwickelte.

Niemand außer drei Menschen.

4

»Vorsicht, Viktor!« Kaum hatte ich das gerufen, brach sich eine Welle von der Höhe eines zweigeschossigen Hauses am geschundenen Rumpf der *Corinto II*, was sämtliche Tauen ächzen ließ und bewirkte, dass sich der Mast gefährlich Richtung Steuerbord neigte. Das Deck verschwand unter den Wassermassen, und ich war einen Augenblick fest davon überzeugt, dass das Boot kentern würde und unser letztes Stündlein geschlagen hätte.

Ich wischte mir das Salzwasser aus den Augen und startete wieder zum Bug, wo der kleine Ukrainer vor kaum zwei Sekunden gestanden und versucht hatte, eine vom Sturm losgerissene Segelleine zu erwischen. Inmitten des von Sturmböen aufgepeitschten Meerwassers konnte ich Pritschenkos Gestalt im Regenmantel ausmachen, der sich hustend und keuchend wie ein ertrinkender Hund an ein Tau klammerte. Die Monsterwelle hatte ihn an den Mast geschleudert, doch die Schwimmweste den Aufprall zum Glück abgefedert. Hätte das Wasser ihn auch nur vierzig Zentimeter in die eine oder andere Richtung des Carbonmasts geschleudert, wäre er möglicherweise über Bord gegangen.

»Bist du in Ordnung, Viktor?... Bist du in Ordnung? Antworte, verdammt noch mal!« Ich hatte meine Hände zu einem Trichter geformt, damit er mich hören konnte, aber der Wind heulte so laut im Takelwerk, dass

mich mein Freund selbst in drei Metern Entfernung unmöglich hören konnte. Doch er musste meine Frage erraten haben, denn er hob müde eine Hand mit gerecktem Daumen.

Sechs Stunden lang geißelte uns der Orkan erbarmungslos, und mir ist absolut schleierhaft, dass wir in dieser Zeit nicht ertranken. Die Segelyacht war nicht dazu geeignet, derart heftigen Windböen standzuhalten, nicht einmal, als sie nagelneu aus der Werft kam, und schon gar nicht in diesem Zustand. Als Beweis dafür riss nach zwei Stunden Unwetter das Genua-Segel und wurde vom Sturm davongetragen wie ein wehender Hexenumhang.

Von dem Moment an mussten wir mit wenig Stoff am Mast gegen den Orkan ankämpfen und versuchen, den Wellen, die uns zu erschlagen drohten, zuvorzukommen. Irgendwann hatte ich jegliches Zeitgefühl verloren. Meine Arme waren taub vom stundenlangen Umklammern des Ruders. Unsere einzige Überlebenschance bestand darin, uns immer nach Wind und Wellen zu richten. Die *Corinto II* hatte sich bisher erstaunlich gut gehalten, wenn sie auf den Monsterwellen in der Höhe von Bergen ritt, die sie am Bug emportrugen.

Dabei begann das Boot langsam auf der gewölbten Wasseroberfläche den mit schmutziger Gischt gekrönten Wellenkamm hochzuklettern. In dem Moment war der gesamte Rumpf dem Wind ausgesetzt, was bewirkte, dass sich das Boot rasch auf den Kamm zubewegte. Anschließend stürzte die Jolle unter dröhnendem Donnern, das Tausende Tonnen aufgepeitschten Wassers verursachten, auf der anderen Seite der Welle hinunter, wobei der Bug direkt auf das Tal zwischen zwei Brechern zuschoss. Wenn

wir dort wie ein Messer in weiche Butter hineinschnitten und sekundenlang zwischen den beiden Riesenwellen versanken, wehte kein Wind mehr. Anschließend hob die nächste Welle den Bug der *Corinto II* wieder in den Himmel, immer und immer wieder. So ging das sechs endlose Stunden.

Das Ganze konnte nur folgendermaßen ausgehen. Irgendwann würde eine trügerische Welle das Boot ein paar Zentimeter von Backbord nach Steuerbord katapultieren, und es würde quer in dem Tal zwischen zwei Wellen stecken. Wenn die nächste Welle es dann erfasste, würde es zwangsläufig kentern.

Ein ominöses Knirschen holte mich in die Wirklichkeit zurück. Am Fuße des Masts bildete sich ein Riss von der Stärke einer Bleistiftspitze, der kurz zuvor noch nicht existiert hatte. Sprachlos musste ich mit ansehen, wie sich der Riss jedes Mal, wenn das Boot auf einem Wellenkamm ritt, vergrößerte und vertiefte. Im Geiste berechnete ich, dass der Mast höchstens noch ein paar Minuten halten und dann bersten würde.

»Prit! Prit!«, schrie ich verzweifelt und zeigte dabei auf den stark schwankenden Mast. »Die Leinen! Wir müssen sofort alle Leinen losmachen!«

Nach einem kurzen irritierten Blick begriff er sofort den Ernst der Lage. Wenn der Mast brach und über Bord ging, bliebe er doch durch die verschränkten großen Eisenwanten, die ihn aufrecht gehalten hatten, mit dem restlichen Boot verbunden. Wenn der Mast mit der ganzen Takelage unter Wasser Ballast machen würde, wäre die *Corinto II* nicht mehr zu steuern, und wir würden in Sekundenschnelle ertrinken.

Prit war kein geborener Seemann, aber ein aufgewecktes Kerlchen. Seine schnellen Reflexe hatten ihm mehr als einmal das Leben gerettet, als Tausende andere Menschen in diesem ganzen Wahnsinn gestorben waren. Rasch griff er zur nächstliegenden Want und attackierte mit seinem Taschenmesser die Stagen und Salinge, die den Mast am Boden hielten, aber er konnte den Eisendraht nicht durchtrennen. Beim Hebeln mit der Messerklinge schwellen an seinem Hals die Adern an. Trotz der Windböen, die um mich herumheulten, konnte ich noch sein Knurren hören, als die Klingenspitze brach und in der Ritze stecken blieb.

»Es ist sinnlos!«, rief er mir zu und fuchtelte mit dem nutzlosen Messer in der Luft herum. »Ich krieg das verfluchte Ding nicht ab!«

Mir wurde ganz kalt. Das war unser Todesurteil. Unser verdammtes endgültiges Todesurteil.

Jemand klopfte mir auf den Rücken. Ohne das Ruder loszulassen, drehte ich mich um und erblickte Lucía, die an Deck gekommen war. Sie trug wie wir eine Schwimmweste, aber keinen Regenschutz. Regen und Wellen, die auf den Bug peitschten, hatten sie in Sekundenschnelle völlig durchnässt, doch das schien sie nicht weiter zu stören. Offensichtlich hatte sie unser Gespräch mitgehört, doch in ihren Augen funkelte eine wilde Entschlossenheit, am Leben zu bleiben.

»Versuchen wir es damit!«, schrie sie mir ins Ohr und reichte mir einen länglichen schweren Gegenstand.

Ich umklammerte ihn so gut ich konnte. Es war eines dieser Schnellfeuergewehre, die wir an Bord hatten. Die Idee war gut, aber schwer auszuführen. Doch was Besseres stand uns nicht zur Verfügung.

»Das musst du machen!«, keuchte ich hustend, weil ich gerade Unmengen von Salzwasser geschluckt hatte, das eine Welle über das Heck spülte. »Ich muss den Kurs halten! Wenn du die Want loskriegst, gib Viktor das Gewehr, damit er dasselbe am Bug macht!«

Lucía nickte und ging zu dem Träger, der sich an der Heckkante über dem Ruder befand. An dieser Stelle peitschte ihr der Wind direkt ins Gesicht und schleuderte ihr Massen von Salzwasser in die Augen.

»Ganz ruhig, Kleine, ganz ruhig!«, flüsterte ich vor mich hin.

Wir befanden uns gerade auf dem Kamm einer Riesewelle, wo wir gnadenlos dem Wind ausgesetzt waren, und der Mast ächzte gefährlich. Große Carbonfaserstücke lösten sich längsseits, und der Riss war inzwischen so groß, dass man einen Finger hätte hineinstecken können. Das gesamte Takelwerk heulte; es war weit über die vom Hersteller gedachte Belastbarkeit hinaus angespannt und drohte jeden Moment zu reißen. Die Jolle führte abrupt Schlagseite, als sie kurzfristig in den Klauen einer besonders starken Windbö auf dem Wellenkamm ritt, und stürzte anschließend inmitten von Getöse und Gischt die Wasserwand hinab.

Kaum zwei Sekunden lang schien sich der Wind schlagartig beruhigt zu haben. Die *Corinto II* war gefangen in einem Tal zwischen zwei gut dreißig Meter hohen Wellen und somit vor dem Wind geschützt; einen unwirklichen Moment lang war alles still. Ich konnte das Plopp-plopp der Wassertropfen hören, die von der Hakenschlinge aufs Deck tropften. Auf diesen Moment der Ruhe hatte Lucía

gewartet. Sie legte das Gewehr an, zielte auf die Want und drückte ab.

Die vollautomatische HK erwachte zum Leben in den Händen der jungen Frau, die dem enormen Rückstoß kaum standhalten konnte. Am Deckboden taten sich eine Reihe Löcher auf, und ein Regen aus Teakholzsplintern und heißen Glas- und Metallfasern prasselte auf uns nieder. Zwei der Kugeln durchschlugen die Want, die am Boot befestigt war.

Dann ging alles sehr schnell. Das dicke Eisenkabel, das wegen des stark geblähten Segels unter Hochspannung stand, riss beim Einschlag der 5.56-Millimeterkugeln wie ein Faden und zerfrante vor unseren Augen.

»Vorsicht!«, konnte ich gerade noch rufen, als ich das Ruder losließ und Lucía zu Boden warf. Ich lag auf ihr, als das Kabel hinter mir wie eine Peitsche vorbeizischte und davonschoss.

Die zerfrante Want sauste auf der Höhe, an der sich kurz zuvor Lucías Kopf befunden hatte, vorbei und knallte an die Kajütenluke, wobei es einen Haufen großer Holzspäne und Scherben regnete. Nachdem es die Luke eingeschlagen hatte, zuckte das Kabel wie eine wütende Kobra nach oben und schoss auf die andere Seite des Masts zu, wo es das gehisste Sturmsegel zerfetzte. Erst in dem Moment fiel mir wieder ein, dass Viktor die Want am Bug nicht hatte lösen können, aber der Orkan löste das Problem selbst.

Das Boot hing erneut auf dem Kamm einer Welle, und in dem Moment schlug eine besonders starke Windbö ans Heck. Der Mast, nach stundenlangem Kampf geschwächt, gab endgültig nach. Mit einem Ächzen, das meine Zähne

knirschen ließ, öffnete sich der Riss zu einem schwarzen Schlund und barst, wobei das gesamte Deck mit Carbonfaserresten überzogen wurde. Wir wurden Zeugen eines Schauspiels, das nur wenige Seeleute zu Gesicht bekommen hatten und von dem sie später noch berichten konnten. Der Mast der *Corinto II* wurde von der unbändigen Kraft des Orkans hochgerissen und mit einer Want durch die Luft gewirbelt. Drei oder vier Sekunden lang hing er über dem Bug, wo er von der anderen Want noch gehalten wurde, als wäre er ein seltsamer Komet, den ein verrückter Schreiner fabriziert hatte. Dann riss die Want mit einem Ruck heraus, der Mast trudelte im peitschenden Regen davon und verschwand in zwei Riesenwellen, die von rechts auf uns zurollten.

Wir waren um Haaresbreite davongekommen. Aber es sah nicht danach aus, als würde sich unsere Lage großartig verbessern.

»Ihr geht besser runter!«, schrie ich in den Wind. »Hier oben könnt ihr nichts tun!«

»Einen Scheiß werden wir!«, brüllte Pritschenko zurück und half mir aufzustehen. »Wenn ich schon ertrinken muss, dann lieber an der frischen Luft und nicht in dieser Badewanne da unten!«

»Prit...« Ich ballte die Fäuste im Versuch, mich zu beherrschen. Es war höchst gefährlich, an Deck zu bleiben, aber mein ukrainischer Freund konnte ausgesprochen starrköpfig sein, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte.

»Verschwinde endlich nach unten, verdammt noch mal! An Deck ist es zu gefährlich!«

»Spinnst du? Ich rühr mich nicht vom Fleck!«

»Verzieh dich nach unten, du russischer Sturschädel!«

»Ich habe Nein gesagt! Und ich bin Ukrainer, kein Russe!«

Da wurde unser Disput von Lucía unterbrochen, die den Kopf aus der kaputten Kajütenluke steckte. Ein Blick in ihr Gesicht genügte, um zu begreifen, dass etwas nicht stimmte.

»Die Kajüte steht zwei Handbreit unter Wasser«, sagte sie leise, und versuchte ihre Angst zu bezwingen. »Wir gehen unter.«

Das hat uns gerade noch gefehlt, dachte ich. Der alte Rumpf wird irgendwo einen Haarriss gehabt haben, weil er jahrelang in einem verwaisten Sporthafen in der Sonne geschaukelt war. Nach Monaten des Ausdehnens und Zusammenziehens hatte irgendwann eine kleine, im Holz des Rumpfes entstandene Wasserblase *puff* gemacht und sich einen Weg durch die Glasfaser gebahnt. In dem Unwetter war der Riss größer geworden und ließ jetzt an irgendeiner Stelle unter der Wasserlinie das Meerwasser eintreten. Ich wusste nicht, wie schnell, aber es war nur eine Frage der Zeit, Minuten, Stunden oder Tage (*das hing von der Größe des Risses ab; hättest du etwas mehr Erfahrung auf See, wüsstest du es*), bis das Boot unweigerlich zum Sinken verdammt war.

Ein Boot ohne Mast mit einem Leck von unbekannter Größe inmitten des schlimmsten Unwetters, das ich mit meiner eher bescheidenen Segelerfahrung je erlebt hatte. Na bestens. Wunderbar. Wer brauchte da noch Untote? Ich schaffte es auch allein, nicht nur mich, sondern alle in meinem Umfeld in den Tod zu reißen.

»Stimmt das?«, fragte Prit mit eisiger Stimme. »Gehen wir unter?«

»Nein«, log ich. »Wahrscheinlich dringt das Wasser durch ein kaputtes Bullauge ein. Aber für den Fall der Fälle könntest du die Wasserpumpe anschalten.«

»Das mach ich schon«, sagte Lucía.

Ich drückte meiner Freundin kurz die Hand. In ihren Augen stand Angst, aber auch große Gefasstheit, eine Folge des anhaltenden Leidens der letzten Monate. Sollten wir sterben, würde Lucía es stoisch ertragen und dem Tod in die Augen schauen ... Und ihm wahrscheinlich ins Gesicht spucken.

Ich musste Viktor die Wahrheit sagen. Das Boot könnte in wenigen Minuten sinken, und er musste das wissen. Ich drehte mich zu ihm um, doch bevor ich den Mund aufmachen konnte, hatte mein alter Gefährte mit einem einzigen Blick in meine Augen verstanden.

»Wir sind am Arsch, stimmt's?«

Ich antwortete nicht. Mein Blick war am Horizont an der grauenhaften undurchdringlichen Wand aus Wasser und Himmel hängen geblieben. Ich hatte schon seit Längerem jegliches Zeitgefühl verloren, aber es musste in etwa Mitternacht sein. Die schäumenden Wellen ließen einen kaum hundert oder zweihundert Meter weit sehen in der Dunkelheit, außerdem wurde das Boot derart hin und her geworfen, dass man unmöglich den Blick auf einen bestimmten Punkt richten konnte. Aber einen Augenblick, einen winzigen und erbärmlichen Augenblick glaubte ich etwas in großer Entfernung gesehen zu haben. Ich rieb mir die Augen und versuchte es wiederzufinden. Kurz darauf, als uns das Meer erneut auf einer Welle reiten ließ

und die *Corinto II* in beträchtliche Höhe trug, sah ich es wieder. Es gab keinen Zweifel.

In weniger als einer halben Seemeile im Windschatten blinkte ein grünes Licht.

5

Es dauerte ein Weilchen, bis mein hektisches Herzklopfen nachließ. Dieses grüne Licht konnte nur eins bedeuten. Es war unglaublich, wahrhaft unglaublich, aber ...

»Was ist los mit dir?«, fragte Prit. »Du wirkst, als hättest du ein Gespenst gesehen!«

»Sag mir, was du dort siehst.« Ich zeigte auf den Horizont, wo ich das Licht erblickt hatte. »Sag mir, ob du ein grünes Blinken siehst.«

»Ein grünes Blinken? Wovon zum Teufel sprichst ...?«

»Sei still«, unterbrach ich ihn drängend. »Warte kurz ... Jetzt ... Dort! Siehst du es?«

»Aber, ich fress einen ... Verdammt noch mal! Ich fress einen Besen, wenn das kein Licht ist! Wo kommt das bloß her?«

»Das kann nur das Steuerbordsignal eines Schiffes sein!«, rief ich begeistert. »Und nach der Höhe zu urteilen muss es ein ziemlich großes Schiff sein.«

»Wie groß?«

»Weiß ich nicht, aber wesentlich größer als dieser mickrige Kahn«, sagte ich und drehte vorsichtig das Ruder, das kaum noch reagierte.

»Was machen wir jetzt?«, mischte sich plötzlich Lucía ein. Nachdem sie die Wasserpumpe eingeschaltet hatte, war sie lautlos aus der Kajüte gekommen und hielt den pitschnassen wütenden Lúculo in den Armen. Sie hatte

unseren Wortwechsel gehört, und die Angst in ihrem Gesicht war unvermittelt der Hoffnung gewichen.

»Erst mal mit dem Heck in den Wind drehen und auf das Licht zusteuern«, antwortete ich. »Wenn wir näher dran sind, schießen wir eine Leuchtkugel ab, damit sie auf uns aufmerksam werden, und dann müssen wir einen Weg finden, um dieses Wrack so nah wie möglich an das Schiff heranzusteuern, ohne dabei zu ertrinken.«

»Wir haben keine Ahnung, wer auf diesem Schiff ist«, merkte Prit düster an. »Es könnte eine Patrouille von Teneriffa sein, die uns verfolgt hat, oder gar ein Schiff voller Untoter, das seit Monaten im Meer treibt.«

»Ein Schiff voller Untoter wäre vor langer Zeit an der Küste gestrandet«, widersprach ich, während ich versuchte, das Heck der *Corinto II* auf das Licht zuzusteuern. »Und offen gestanden, Viktor, ich wäre sogar imstande, noch einmal an Bord einer *Zaren Kibish* mit ihrer bewaffneten und ausgeflippten Besatzung zu gehen, um so schnell wie möglich dieser Hölle zu entkommen.«

Der Ukrainer lachte leise auf und nickte. Er wusste, dass unsere Lage aussichtslos war. Unsere einzige Überlebenschance hing vom Erreichen dieses geheimnisvollen Schiffes mit dem grünen Licht ab. Was dann auf uns zukäme, würden wir auch irgendwie lösen.

Es vergingen endlose Minuten. Jedes Mal, wenn wir auf den Kamm einer Welle gehoben wurden, wanderten unsere Augen auf der Suche nach dem grünen Licht den Horizont entlang. Bei den ersten Wellen war es noch ziemlich leicht, aber in den letzten fünf Minuten hatten wir die Peilung völlig verloren.

Mir schoss kurz die Frage durch den Kopf, ob wir das

nur geträumt hatten oder aufgrund der Stresssituation schon an Halluzinationen litten. Eine weitere, sehr viel schauerlichere Möglichkeit verdrängte sofort die beiden vorigen. Inmitten dieses Unwetters war es gut möglich, dass wir kaum zehn Meter vor diesem mysteriösen Schiff kenterten, ohne es zu Gesicht bekommen zu haben. Das Schlimmste, was passieren konnte, war, dass wir plötzlich das rote Licht backbord erblickten. Das würde bedeuten, dass wir an ihm vorbeigefahren wären, und ein Umdrehen ohne Mast bei diesem Sturm war vollkommen ausgeschlossen.

Plötzlich schlug eine große Welle seitlich ans Boot, und eisiges schwarzes Wasser schwappte über das Deck. Für einen Moment schien das Boot reglos auf dem nächsten Wellenkamm zu verharren, doch als es auf der anderen Seite hinunterraste, drehte es sich immer stärker. Wir würden kentern.

»Macht euch bereit zum Springen!«, schrie ich mit vor Salzwasser und Anstrengung heiserer Stimme.

Doch die Drehung hörte schlagartig auf. Das Boot befand sich wieder in einem Tal zwischen zwei Wellen. Der riesige Kamm, der uns weggefegt hatte, verschwand in Richtung Horizont, während zugleich die nächste Monsterwelle donnernd auf uns zurollte. Das Ruder drehte sich unkontrolliert, und das Boot schaukelte ohne Steuermann heftig hin und her, doch der Sturm schien wie durch Zauberhand nachgelassen zu haben.

»Was zum Teufel ist denn jetzt wieder los?«, schrie Prit.

»Ich habe keine blasse Ahnung. Es ist, als befänden wir uns im Auge eines Orkans, aber ...«

»Schaut mal da!« Lucías Stimme klang panisch, und das

bewirkte mehr als alles andere, dass sich mein Herz vor Angst zusammenzog. Ich drehte mich mit hervorquellenden Augen um und war sprachlos.

Der Himmel war schwarz, und in einer Entfernung von weniger als zwanzig Metern vor uns verdeckte der riesige Bug eines Tankers die Sterne, während er mit hoher Geschwindigkeit auf die zerbrechliche *Corinto II* zusteuerte.

»Der wird uns überrollen!«

Wir konnten nichts tun. Das Boot lag bei (und ich unterstellte, dass auch das Ruder nicht mehr anschlug), der Hilfsmotor hatte keinen Treibstoff mehr, und außerdem blieb uns weder Zeit noch Raum, um zu handeln. Der Tanker war riesig, einer dieser Ozeanriesen von dreihundertfünfzig Meter Kiellänge, so lang, dass man bei einem Unwetter von der Kommandobrücke aus nicht mehr den Bug erkennen konnte ... Und erst recht nicht einen kleinen kenternden Achtmetersegler. Sie würden uns nicht absichtlich versenken, denn sie hatten uns schlicht nicht gesehen. In diesem Unwetter waren wir für das Radar unsichtbar. *Und erst recht, wenn das Boot aus Carbonfasern besteht und nicht einmal über einen Mast verfügt, um ein Zeichen zu setzen*, erläuterte mir der besserwisserische Teil meines Gehirns, das in einer Mischung aus Fassungslosigkeit und Faszination die letzten Szenen unseres Lebens verfolgte.

Die Dimensionen dieses Kolosses waren dergestalt, dass die Wellen, die seine Kielspur im Meer aufwarf, eine Höhe von kleinen, mit grüner Gischt gekrönten Bergen erreichten. Eine davon schlug an den Rumpf der malträtierten *Corinto II* und warf sie hin und her, als wäre sie ein Ast, der in der Strömung trieb. Wir waren dem Schiffsrumpf

des Tankers so nah, dass ich Vernietungen, Beulen und Schweißnähte erkennen konnte. Schließlich drehte das Segelboot, angetrieben von den letzten Windböen und der von der Kielspur verursachten Welle, schrecklich langsam, aber weit genug bei, um nicht von dem Tanker erdrückt zu werden.

Noch hatten wir eine Chance, aber wir mussten schnell sein. Ich drehte mich um zu Viktor, der mit offenem Mund diesen Eisenkoloss anstarrte, der in nur knapp zwei Meter Entfernung an uns vorbeizog.

»Viktor, hol die Pistole und schieß eine Leuchtrakete ab, damit sie uns sehen!«

Pritschenko tauchte aus seiner Fassungslosigkeit auf, öffnete eine Luke und holte die Leuchtpurpistole heraus. Er hielt sie sich über den Kopf und drückte ab. Die Signalarakete schoss zischend in den Himmel und explodierte, als sie die programmierte Höhe erreicht hatte, in einem leuchtenden Rot, das alles in gespenstisches Licht tauchte.

Als die Rakete langsam an ihrem kleinen Fallschirm sank, lief ich hinunter ins Bootsinnere. Die vormals gemütliche Kajüte war vollkommen zerstört. Eine Schicht öliges Wasser, in dem Essensreste, Seekarten und Papiere schwammen, reichte mir bis zu den Knöcheln. Lucía stand mit dem Kater auf den Armen in einer Ecke und sah mich erwartungsvoll an.

»Wie sollen wir da raufkommen?«, fragte sie mich erstaunlich ruhig.

»Ich weiß es noch nicht, aber wir müssen verhindern, dass sie weiterfahren, ohne uns zu sehen.«

Ich schnappte eine der beiden Harpunen und hängte

sie mir über den Rücken. Unter Lucías ungläubigem Blick öffnete ich die Segelkoje und suchte nach einem einigermaßen stabilen Tau. Die Kojе roch nach fauligen Algen und stand voller Wasser. Ich vermutete, dass das Leck ganz in der Nähe sein musste, konnte mich aber jetzt nicht damit aufhalten.

Als ich ein geeignetes Tau gefunden hatte, suchte ich nach einer Wurfleine und band sie an den Harpunenpfeil. Das war etwas provisorisch, müsste aber halten.

»Was soll das sein?«

»Eine Wurfleine, oder zumindest sieht es flüchtig danach aus«, antwortete ich und hastete wieder an Deck.

Inzwischen war der Tanker fast bis zur Hälfte seiner Länge vorbeigezogen. Von seiner Wasserlinie an ragte er auf wie ein achtstöckiges Haus. Neben einer derartigen Masse war das Segelboot vor Wind und Wellen vollkommen geschützt. Ich blinzelte überrascht, als ich bemerkte, dass sich die *Corinto II* in einer kleinen Mulde mit ruhigem Gewässer und ohne das geringste Lüftchen wiegte, erhellt vom roten Schein der Leuchtraketen, die Viktor ununterbrochen abschoss. In kurzer Entfernung, soweit die Raketen uns sehen ließen, war es aus mit der Wirkung einer Brustwehr, die der Tanker uns gewährte; dort tobte das Meer weiter unter dem mächtigen Orkan.

Wir hatten nur eine Chance. Ich setzte die Harpune an und zielte ans Deck des Tankers, das aus dieser Entfernung nicht zu erkennen war. Rasch überschlug ich im Kopf. Es war die stärkste Harpune, die wir hatten, aber die Entfernung war sehr groß, und außerdem musste ich vertikal schießen. Ich musste auch das Gewicht des Seils berücksichtigen und ... *Zum Teufel damit, hol Luft und schieß endlich.*

Wenn du es nicht schaffst, das Seil am Tanker zu verhaken, sind wir tot. Die nervige Stimme in meinem Kopf meldete sich wieder. Wenn euch nicht das Unwetter den Garaus macht, wird der Sog der Schiffsschraube euch zerfetzen, du weißt das, du weißt das, du weißt das ... Du hast nur diese eine Chance ... Halt doch endlich das Maul, du verdammte Besserwisserin!

Ich schüttelte den Kopf und drückte ab. Der Pfeil schoss zischend davon, und das Seil an seiner Spitze wickelte sich in hoher Geschwindigkeit ab. Ich zählte stumm: fünf Meter, zehn, fünfzehn ... Bei fünfundzwanzig Metern hielt es abrupt inne. Zitternd griff ich zum anderen Ende und zog zunächst vorsichtig und dann kräftiger daran. Das Seil gab nicht nach. Wir hatten uns an den Tanker gehängt.

Als das Segelboot einen Satz machte, weil es vom Tanker gezogen wurde, heulte die Winde des Spinnakers auf, an deren Ende das Seil befestigt war, hielt dem Druck aber perfekt stand. Wie ein Schiffshalter neben einem Wal glitt die *Corinto II* neben dem riesigen Tanker durchs Wasser und stieß durch die Trägheit immer wieder an den Eisenrumpf. Bei jedem Aufprall splitterten Carbonfasern, und das gesamte Boot bebte. Außerdem wussten wir nicht, wie und wo sich der Pfeil hineingebohrt hatte. Lange würde das Ganze nicht mehr halten.

Plötzlich zuckten Lichtstrahlen über das geflutete Deck des Segelbootes. Wir blickten nach oben und erkannten, dass von Bord des Tankers vier oder fünf kräftige Taschenlampen auf uns gerichtet wurden. Die Entfernung war groß, weshalb wir nicht verstehen konnten, was oben gerufen wurde, doch ich war mir sicher, wer auch immer dort oben stand, fragte sich bestimmt, wer zum Teufel wir



Manel Loureiro

Apokalypse Z – Zorn der Gerechten

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 512 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-31664-5

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2015

Sicherheit hat ihren Preis

Europa liegt in Trümmern: Ein mysteriöses Virus hat neunzig Prozent der Bevölkerung in hungrige Untote verwandelt. Drei Überlebende treten die gefährliche Reise in die USA an in der Hoffnung, dass dort noch ein Stück menschliche Zivilisation zu finden ist – nur um festzustellen, dass auch Amerika von den Zombies zerstört wurde. Einzig das kleine Städtchen Gulfport, Mississippi, ist bisher verschont geblieben. Doch Sicherheit hat ihren Preis: die Freiheit ...